

mission

Nr. 2
Juni
2006



**KIRCHE –
Heimat
zwischen
den
Welten**



mission

Zeitschrift des Berliner Missionswerkes

Herausgeber: Berliner Missionswerk
Missionswerk der Ev. Kirche
Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und
der Ev. Landeskirche Anhalts
Georgenkirchstraße 69/70, 10249 Berlin,
Telefon (030) 243 44-123; Telefax (030) 243 44-124
E-Mail: bmw@berliner-missionswerk.de
Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes:
Ekkehard Zipser
Redaktion: Dr. Almut Nothnagle (verantw.),
Jürgen Hahn, Marina Schmidt, Susanne Voellmann
Gesamtherstellung: alias GmbH, Berlin

Bildnachweis:

Titelseite: Vangelis Pavlidis und S. 10: Jordan Pop-
lliev, aus „Die in der Fremde arbeiten“, Duisburg 1983,
Exile Kulturkoordination e.V., S. 4: H.-J. Beeskow, S. 4,
5, 6: © Helge Warme, S. 7: Archiv Zwingmann, S. 8, 9,
11, 12, 13: © TCOE Trust for Community Outreached
Development, S. 15: Nothnagle, Mwombeki, S. 16, 17:
ELCT, S. 18, 19, 20: Ibrahim Hazimeh, S. 19: Koschor-
reck, S. 21, 23: Voellmann, S. 24, 25, 30, 31: Archiv, S.
26, 27, 28: Han-In Gemeinde, S. 20, 22, 32: privat

mission erscheint dreimal jährlich. Artikel, die mit
vollem Namen gekennzeichnet sind, geben nicht
unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Bankverbindung:

Ev. Darlehnsgenossenschaft
(BLZ 210 602 37) Konto-Nr. 71 617

INHALT

Thema: KIRCHE – Heimat zwischen den Welten

MEDITATION	Kirche – Ort der Zuflucht und Geborgenheit	4
GRUNDSÄTZLICHES	Kirche – Heimat zwischen den Welten	7
SÜDLICHES AFRIKA	Über Nacht landlos	11
TANSANIA	Tansanias Kampf um Unabhängigkeit und die Rolle der lutherischen Kirche	15
NAHOST	Unsere Wurzeln sind unsere Zukunft – Christen in Palästina	18
KUBA	So weit weg und so nah dran: Immer auf dem Weg gen Heimat	21
INTERNATIONALER KONVENT	Nahe – fremde Heimat / Chancen und Schwierigkeiten der Integration	24
FRAUEN IN ÖKUMENISCHER PARTNERSCHAFT	Die koreanische Han-In-Gemeinde in Berlin	26
IN EIGENER SACHE		29
VON PERSONEN		30
HIER KÖNNEN SIE HELFEN	Unterstützung für palästinensisch-deutsche Jugendbegegnungen	32



Liebe Leserin, lieber Leser!

Heimat – manchen mögen bei diesem Wort Bilder, Gerüche und Erlebnisse in der Erinnerung aufsteigen – sei es eine vertraute Landschaft, der Duft der Wiesen und Felder an einem Sommerabend, der heimatliche Dialekt, Großmutter's Streuselkuchen... Für Menschen mit religiöser Verwurzelung lösen auch der Klang der Kirchenglocken oder Kirchenfeste, die dem Jahr seinen Rhythmus verleihen, heimatliche Gefühle aus.

Der Begriff Heimat kann auch traumatische Erinnerungen auslösen. Zur deutschen Geschichte gehört auch der Missbrauch dieses Wortes im Sinne einer Blut-und-Boden-Ideologie in der NS-Zeit. Die deutsche Nachkriegsgeschichte ist geprägt von den Vertriebenen und Flüchtlingen, die als Folge des Krieges ihre Heimat für immer verloren. Ihre Integration in die Gesellschaft nach dem Kriege ist im Großen und Ganzen eine Erfolgsgeschichte. Die Kirchengemeinden hatten einen wesentlichen Anteil daran.

Die Berichte dieser Ausgabe **mission** fassen unterschiedliche Erfahrungen von Menschen zusammen, die um das Thema „Kirche – Heimat zwischen den Welten“ kreisen. Wir haben ein Spektrum solcher Erfahrungen unserer Partnerkirchen in anderen Ländern und ebenso in Deutschland zusammengestellt, um zu zeigen, wie sehr Kirche Heimat sein kann, auch in der Fremde, gerade in der Fremde. Wie weit man auch geht, man nimmt die Wurzeln immer mit. Das Titelbild von Vangelis Pavlidis, einem griechischen Karikaturisten, illustriert diese Erfahrung.

„Heimat, das ist der Ort, den wir mit der Seele suchen“, las ich in einer Anthologie zum Thema. Ich wünsche Ihnen, dass die Beiträge dieses Heftes Sie dazu anregen, Ihre eigenen Erfahrungen zum Thema Heimat hinzuzufügen. In diesem Sinne laden wir Sie schon jetzt sehr herzlich ein zu unserem Missionstag zum Thema „Kirche – Heimat zwischen den Welten“ am 21. 10. 2006 in das Berliner Missionshaus.

In herzlicher Verbundenheit grüßt Sie

Ihre

Dr. Almut Nothnagle

Dr. Almut Nothnagle
Referentin für Nahost und Öffentlichkeitsarbeit

Ort der Zuflucht und Geborgenheit

Das kirchliche Begegnungs- und Dokumentationszentrum in Horno

Von Dagmar Wellenbrinck-Dudat



Die alte Kirche von Horno.

Kirche als sichtbare Manifestation von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft symbolisiert auch als unsichtbare Größe die Geschichte Gottes mit seinen Menschen bis in Seine Zukunft mit uns. Das schafft Geborgenheit und Beheimatung schon hier und jetzt auf dem Pilgerweg ins verheißene Reich Gottes.

Inhaltlich weiß sich die Kirche weltweit dem Konziliaren Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung verpflichtet. Geradezu exemplarisch in unserer Landeskirche steht die Kirche von Horno auch für diesen Prozess: in der vergangenen Zeit des Widerstands wie – als Anspruch des kirchlichen Handelns – in der Zukunft.

Seit dem 15. Jahrhundert hat die Kirche von Horno Menschen, die seit Generationen hier ansässig sind, begleitet – besonders eindrücklich an Weichenstellungen in ihrem Leben; hat der anderen Hälfte der Bevölkerung, die 1945 aus dem heutigen Polen vertrieben wurde, Schutz, Trost und neue Heimat geboten.

Das auch neben der Berufstätigkeit verbindliche und gemeinschaftstreu Schaffen der Landleute im Tagesrhythmus vom Sorgen für Mensch, Tier, Haus, Hof, Garten und Ländereien bis zur Gestaltung des vielfältigen kulturellen Lebens für Jung und Alt fügt sich in den Ablauf der Jahreszeiten und des Kirchenjahres ein: Schließlich ist ihr Fleiß gegründet in der Verantwortung, den ihnen von Gott als Gabe und Aufgabe geschenkten Lebensraum zu erhalten. Die Wahrnehmung vor allem der Feste des Kirchenjahres, auch als Ritual, stiftet Vergewisserung und Sinnhaftigkeit und gewährt einen geordneten, feierlichen Rahmen, nicht nur den frommen Christenmenschen. 60 Prozent der Hornoer Bevölkerung gehören der Evangelischen Kirche an, und die übrigen haben auch noch Bindungen an die Tradition.

So ist die Kirche von Horno Mittelpunkt des Dorfes und Wahrzeichen für alle.



Es stand also außer Frage, dass, sollte das Schreckliche der Zwangsumsiedlung, das Unfassbare der Zerstörung des Dorfes und des gesamten Hornoer Berges geschehen, wenigstens die Kirche mit umziehen sollte; und dies als Garant bestehender Ordnung, als Zentrum und Rahmen – zeichenhaft – für weitergehendes Leben, als Ort der Beheimatung, der Erinnerung und der Bewahrung der Tradition, als Signal bei einer gravierenden Weichenstellung im Leben eines jeden Menschen in Horno, als Raum, in dem unser spezifisches Leid aufgehoben ist, als Mahnmal, trotz alledem weiter einzustehen für die Bewahrung der Schöpfung, als Dach über dem Kopf, das Zuflucht gewährt und Geborgenheit spendet, als Symbol für Gottes Wegbegleitung und Seinen Zuspruch, dass wir eine Zukunft haben.

Angesichts der zunehmenden Orientierungslosigkeit und des Werteverlusts in der Gesellschaft war es umso wichtiger, dafür einzustehen, dass dieses alte sorbische Dorf Horno/Rogow mit seinem intakten System reichhaltiger Formen und wertbeständiger Traditionen der Lebensgestaltung und -bewältigung bewahrt bleibt.

Soll dieser Ort der Verwurzelung und Beheimatung vieler Menschen vernichtet werden, muss wenigstens die vertraute Kirche mit ihrer ganzen Symbolkraft – wie ein Leuchtturm, wie ein Fels in der Brandung – sichtbar bleiben und gesichert, um selbst eine gewisse Sicherheit ausstrahlen zu können.

Bereits aus dem Genannten ergibt sich, dass unsere Kirche in Horno bis zum Schluss gebraucht wird und auch in Neu-Horno von Anfang an ein Kirchbau notwendig ist, der diese Funktion erfüllt.

In konkreter Auseinandersetzung mit unserer aktuellen Situation haben daher Gemeindegemeinderat und Ortsbeirat im Einvernehmen mit der Einwohnerversammlung entschieden, unsere Kirche nicht umsetzen zu lassen. Müsste sie doch jetzt schon abgetragen werden, um rechtzeitig am neuen Standort zu sein. Außerdem würden solche Maßnahmen die Totenruhe auf dem umgebenden Friedhof stören.

Glasmosaik von Helge Warme. Der Künstler gestaltete die Fensterflächen und Prinzipalien des Kirchenneubaus Horno.

Für den Architekten stellte sich jetzt eine schwere Aufgabe. Denn außer dem Wunsch, in Horno zu bleiben, unsere Kirche zu behalten und zur Not am „Sicherheitsstandort“ eine neue Kirche zu haben, die wie unsere alte aussieht, konnten wir – traumatisiert durch die letzten Niederlagen, die wir hinnehmen mussten – kaum Vorgaben machen außer diesen, dass der Innenraum, bei gleichen Außenmaßen, multifunktional gestaltet werden müsste. Der Kirchraum sollte ergänzt werden durch einen Gemeindesaal mit Toiletten und kleiner Küche, die im neuen „Pfarrhaus“ nicht mehr geplant werden, um eine spätere Vermarktung als Einfamilienhaus zu vereinfachen. Außerdem befürwortete der Kreiskirchenrat Cottbus von vornherein eine perspektivische Erweiterung der Nutzung dahin gehend, auch auf die Folgen des Braunkohlebergbaus in der gesamten Region aufmerksam zu machen. Ein solches „Begegnungs- und Dokumentationszentrum“ gibt es nirgends und kann innerhalb der Landeskirche dazu beitragen, einen solchen kirchlichen Neubau zu akzeptieren.

Die neue Hornoer Kirche ist ein Ersatzbau für die wegen der Fortführung des Braunkohletagebaus Jänschwalde am 29. 11. 2004 gesprengte Kirche aus dem 15. Jahrhundert. Das neue Gebäude wurde im Jahre 2003 im neuen Ortsteil Horno in Forst errichtet und am 26. 12. 2003 feierlich eingeweiht. Die künstlerische Gestaltung und die der Außenanlagen wurden im Jahre 2004 vollendet.

*Pfn. i. R. Dagmar Wellenbrinck-Dudat ist
Gemeindepfarrerin von Neu-Horno.*

Horno

Chronik des Widerstands und des Untergangs eines Dorfes

Der beharrliche Kampf der Dorfbewohner von Horno gegen die drohende Abbaggerung des Ortes durch den Braunkohletagebau hat Ende der 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts deutschland- und europaweit für Schlagzeilen gesorgt. Seit 25 Jahren kämpft die kleine Gemeinde im ostbrandenburgischen Sorbengebiet am Rande der Lausitz für die Erhaltung ihres Dorfes, das schon zu DDR-Zeiten Opfer der staatlichen Energiepolitik werden sollte. Die Hornoer klagten sich durch alle deutschen Gerichtsinstanzen bis zum

Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte im Jahre 2000. Dieser wies jedoch, wie auch schon zuvor das brandenburgische Landesverfassungsgericht, die Klage der Hornoer als unzulässig ab. Im Dezember 2002 siedelten die ersten der 60 Hornoer Familien in das neuerschlossene Siedlungsgebiet von Forst, der nächstgelegenen Stadt, um. Bis auf ein Gehöft war im April 2005 Horno vollständig dem Erdboden gleichgemacht. In Neu-Horno bei Forst wurde auch der Neubau der alten Hornoer Kirche errichtet.



Kirche – Heimat zwischen den Welten

Von Gerdi Nützel

Was verbinden Sie mit dem Begriff Heimat? Eine bestimmte Landschaft oder eine bestimmte Zeit in Ihrem Leben? Menschen, denen Sie vertrauen können und die Ihnen vertraut sind? Die Erinnerung an bestimmte Gerichte und Gerüche? Einen bestimmten Sprachklang? Eine eigene Weise, den Glauben auszudrücken und als Gemeinde zu leben? Und was würden Sie am meisten vermissen, wenn Sie fern der Heimat leben? Haben Sie eine zweite, dritte oder vierte Heimat in Ihrem Leben gefunden – und wovon hängt es ab, ob ein neuer Lebenskontext zur Heimat wird? Wenn Sie Menschen diese Fragen stellen, bemerken Sie an den ganz unterschiedlichen Antworten, ja schon an der Art und Weise, wie Menschen auf diese Fragen reagieren, wie verschieden der Bezug von Menschen zu einer oder mehreren Heimaten ist.

Als Begriff wird „Heimat“ in Deutschland seit dem 15. Jahrhundert für ein bleibendes Zuhause verwendet. Bis zum 19. Jahrhundert war der Besitz von Eigentum notwendig, um Heimatrecht zu bekommen. Dieses war die Voraussetzung, um heiraten und ein Gewerbe ausüben zu können. Umgekehrt wurde auch erst im 19. Jahrhundert der Heimatzwang aufgehoben in

Verbindung mit Bauernbefreiung, Gewerbefreiheit, innerstaatlicher Freizügigkeit und Auswanderungsrecht.

Als Reaktion auf die drastischen Veränderungen infolge von Industrialisierung und Verstädterung wurden „Heimatvereine“ gegründet, die oft auf romantische Vorstellungen von Natur und Kultur einer bestimmten Region zurückgingen. Ein Überlegenheitsgefühl im Blick auf die eigene Heimat wuchs in Deutschland ab 1900 im Zusammenhang mit einem politisch-kulturellen Sendungsbewusstsein. Im Nationalsozialismus wurde der manipulierende Gebrauch dieses Begriffes auf die Spitze getrieben.

Nach 1945 musste angesichts von Millionen Heimatvertriebenen in Europa neu formuliert werden, was „Recht auf Heimat“ heißt. Die UN-Menschenrechtserklärung von 1948 legte fest, dass kein Staat Staatsbürger als Einzelne oder kollektiv aus seinem Staatsgebiet entfernen darf. In der DDR herrschte staatlicherseits die Erwartung, dass nach der sozialistischen Umgestaltung der Gesellschaft den Arbeitern und Bauern ihr neuer Lebenskontext zur Heimat wird. In der Bundesrepublik gab es in den 70er Jahren eine neue Heimatbewegung. Gegenüber der Tendenz zu Anonymität und ökologischer Zerstörung wollte man Lebensräume, regionale Traditionen und Landschaften bewahren.

Angesichts der zunehmenden Anzahl von Migrantinnen und Migranten weltweit, des Anwachsens rassistischer Strömungen und militärischer Auseinandersetzungen im Sinne eines „Krieges der Kulturen“ wird in unserer Gegenwart der Einsatz für eine auch für Fremde offene Heimat notwendig. Villem Flusser hebt die Verantwortung in der personalen Beziehung gegenüber Menschen statt der geographischen, ethnisch-nationalen oder traditionellen Bestimmung von Heimat hervor und benennt Chancen und Gefahren eines nicht selbstverständlichen Beheimatungsprozesses der Fremden in Form von Dialog, Pogromen oder in gemeinsamer Veränderung der Heimat.

Dass Heimat kein zentraler biblischer Begriff ist, macht ein Blick in die Konkordanz deutlich. Umgekehrt geht es in zentralen biblischen Erzählungen darum, dass Menschen von Gott aus ihnen vertrauten oder auch aufgezwungenen Verhältnissen herausgerufen werden, seien es Abraham und Sara oder das

Volk Israel aus dem Sklavenhaus Ägypten. In der neuen Heimat lebt das Gottesvolk nicht als Herren des Landes, sondern als Beisassen, die Fremdlinge in diese Heimat aufnehmen sollen. Der Schmerz der „Heimwehlieder“ im Exil nach der Vertreibung aus der Heimat infolge der Übertretung von Geboten Gottes ist bei Jeremias und auch in manchen Psalmen eindringlich zu hören.

Auch im Neuen Testament folgt auf die Geburtsgeschichte Jesu mit der Flucht nach Ägypten eine Heimatvertreibung. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn benennt die Demütigungen eines Lebens als Gastarbeiter in der Fremde. Umgekehrt gilt im Neuen Testament das Verhalten gegenüber Fremden als Maßstab für das rechte Verhalten gegenüber Gott. Die Beziehungen zwischen Fremden und Einheimischen sind in Christus versöhnt (Eph 2, 13). Das Gottesvolk ist als „Kirche unterwegs“ auf die himmlische Heimat ausgerichtet, in der Gott bei den Menschen wohnt und auch alle Beziehungen zwischen Menschen und zur Schöpfung geheilt sind.

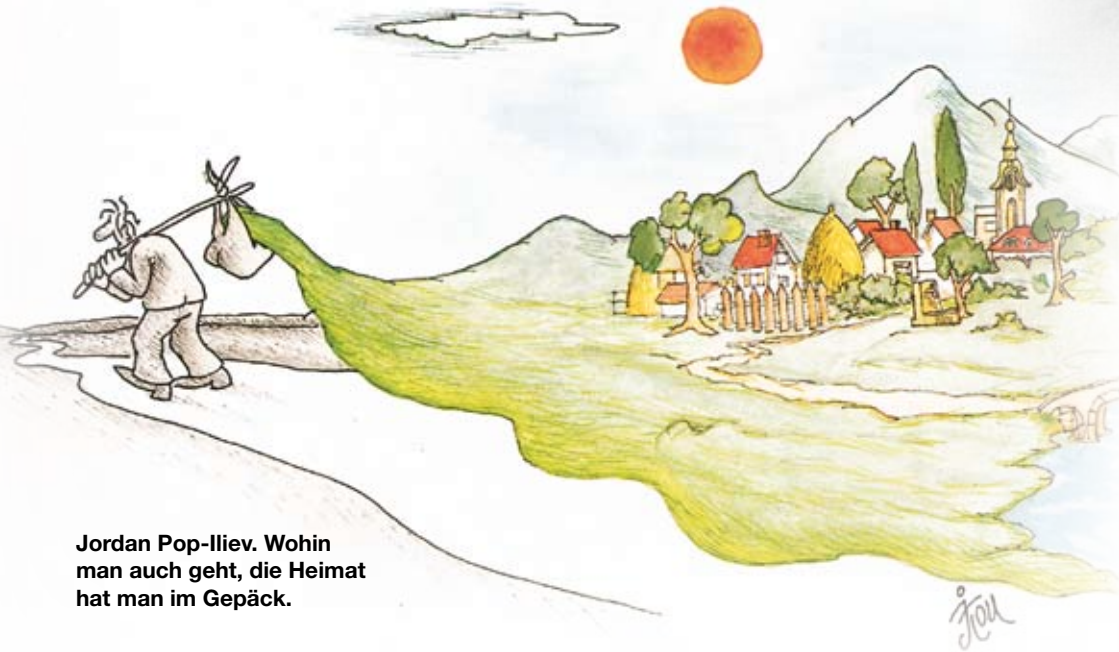
Diese Vorrangigkeit der Gottesbeziehung und die Relativierung der irdischen Heimat unter Hinweis auf deren Vorläufigkeit bedeutet nun jedoch nicht, dass Christinnen und Christen sich nicht an der Gestaltung ihres jeweiligen Lebenskontextes beteiligen sollen.

Gemeinsam mit unseren Partnerkirchen stehen wir in unserer Gegenwart vor vielfältigen Herausforderungen, uns als Kirchen daran zu beteiligen, dass Menschen ihre vertrauten und neuen Lebenskontexte als „Heimat zwischen den Welten“ neu gestalten. Dies bedeutet in manchen unserer Partnerkirchen, für eine gerechte Verteilung von Land einzutreten, in anderen, mit Flüchtlingen und Vertriebenen nach neuen Lebensmöglichkeiten zu suchen. Viele unserer Partnerkirchen stehen darüber hinaus vor der Aufgabe, in ihrer kirchlichen Struktur und in der Gestaltung von Gottesdiensten und Gemeindeleben deutlich zu machen, dass sie nicht auf eine bestimmte ethnische oder sprachliche Gruppe beschränkt sind.

Und was bedeutet „Kirche als Heimat zwischen den Welten“ für unsere kirchliche und christliche Existenz in Deutschland? In ländlichen Regionen stehen wir angesichts des drastischen Bevölkerungsrückgangs vor der Aufgabe, mit den Zurückbleibenden und den wenigen neu Hinzukommenden tragfähige

Formen des Zusammenlebens zu entwickeln, die ein neues Heimatgefühl in der christlichen Gemeinde und in der regionalen Gemeinschaft wachsen lassen, das nicht auf der Ausgrenzung anderer beruht. In städtischen Kontexten sind wir herausgefordert, oftmals milieurengte Gemeinden für Menschen aus anderen Kulturen, mit anderen Lebens- und Glaubensweisen zu öffnen und gemeinsam Kirche als „eine neue Heimat zwischen den Welten“ zu gestalten. Dafür sind die Anknüpfungspunkte sicher jeweils unterschiedlich. Das kann im einen Fall z. B. das Teilen von Räumen mit einer Migrantengemeinde sein und im anderen Fall die Entwicklung neuer Gottesdienstformen, in denen auch Intellektuelle, Reiche oder Arme die befreiende Botschaft des Evangeliums anspricht. Eine besondere Herausforderung gerade für evangelische Gemeinden stellen sicherlich die vier Millionen russlanddeutscher Einwanderer und Einwanderinnen dar, die seit 1990 nach Deutschland gekommen sind und von denen sich etwa die Hälfte als „evangelisch“ gemeldet hat. Was tragen wir dazu bei, dass sie unsere Gemeinden und Gottesdienste als „neue Heimat“ und „Heimat zwischen den Welten“ erleben?

Dr. Gerdi Nützel ist im Berliner Missionswerk Referentin für Gemeindedienst und die Wolgaregion.



Jordan Pop-Iliev. Wohin man auch geht, die Heimat hat man im Gepäck.



Über Nacht landlos

Landreform in Südafrika

Von Rudolf G. Bausch

**"Unser Land, unser Erbe,
unser Recht" – das Recht
auf Heimat ist nicht selbst-
verständlich.**

„Die 4,5 Millionen schwarzen Südafrikaner, die am Morgen des 20. Juni 1913 den Tag begonnen haben, fanden sich über Nacht als Ausgestoßene in dem Land, in dem sie geboren sind und welches ihre Vorfahren über Jahrhunderte bevölkert und bewohnt hatten.“

Solomon T. Plaatje, Mitbegründer des African National Congress (ANC) in seinem Buch „Native Life in South Africa“

Am 19. Juni 1913 wurde der so genannte „Native Land Act“ im staatlichen Amtsblatt veröffentlicht und trat mit sofortiger Wirkung in Kraft. Ein Federstrich der damaligen Regierung machte über Nacht ein ganzes Volk aufgrund seiner Hautfarbe landlos. Das Gesetz verbot der schwarzen Bevölkerung, Land zu kaufen, zu pachten oder in sonstiger Art und Weise für eigene Zwecke zu bewirtschaften. Das Land und die darauf weidenden Tiere (Kühe, Ziegen, Schafe etc.) mussten entweder an den weißen Farmer, der bislang Verpächter war, abgetreten werden, oder, wer dies nicht akzeptieren mochte, musste das Farmland mit seinen Tieren verlassen.

Alternatives Farm- und Weideland konnte nicht gefunden werden, da das neue Gesetz die Ansiedlung grundsätzlich verbot.

Viele schwarze Farmer, die dadurch heimatlos wurden und gezwungen waren, mit ihren Familien und den Tieren in den oft auch kalten Wintermonaten umherzuziehen, haben dadurch ihren gesamten Viehbestand verloren oder weit unter Wert an andere (weiße) Farmer verkaufen müssen. Die rechtliche, jedoch unethische Grundlage der „Apartheid“ war gelegt und damit das Schicksal von Millionen von Südafrikanern bestimmt.



Südafrikanische Bauern sind stolz auf ihren wieder erworbenen Besitz.

In den nachfolgenden Jahrzehnten wurde die Apartheid-Gesetzgebung weiter detailliert und verschärft. Weitere Regelungen und Bestimmungen kamen hinzu, um Rechte vorzuenthalten, Bewegungsfreiheit einzuschränken und eigene Entwicklung und kulturelle Entfaltung zu unterbinden.

Verschiedene evangelische Missionsgesellschaften, darunter auch die Berliner Missionsgesellschaft, der Vorgänger des Berliner Missionswerkes, haben im südlichen Afrika umfangreiche missionarische und diakonische Arbeit schon Mitte des 19. Jahrhunderts begonnen. Aus dieser Missionstätigkeit ging die Evangelisch-Lutherische Kirche im Südlichen Afrika (ELCSA) hervor. Die Missionsgesellschaften hatten zur Sicherung ihrer Missionsarbeit umfangreiche Ländereien erworben. Auf den Missionsstationen siedelten sich die Konvertiten an. Es wurde Gottes Wort gepredigt und gelehrt. Schulen und handwerkliche Ausbildungsstätten wurden eingerichtet. Die Missionsgesellschaften betrachteten die Missionsstationen als einen Ort, an dem die Bewohner – gleich, welcher Hautfarbe – ständiges Wohnrecht hatten. Aus diesem Grunde, aber auch insbesondere

aufgrund der dramatischen Folgen der Apartheid-Gesetzgebung, haben die Missionswerke die zwangsweise Umsiedlung vehement bekämpft.

Die ELCSA als Rechtsnachfolger der Missionswerke hat diese Haltung verstärkt und den Kampf gegen das Unrechtsregime und für die Landrechte ihrer Mitglieder und der Farmbewohner aufgenommen. Lange vor den Wahlen 1994 hat die ELCSA eine Stellungnahme zur Landfrage vorbereitet und eine Strategie entwickelt, um den Farmbewohnern behilflich zu sein, nicht nur die Verwaltung sondern in naher Zukunft auch das Eigentum an den Farmländereien zu übernehmen.

Seither ist die für die Farmverwaltung zuständige Property Management Company der ELCSA damit beschäftigt, die Übertragung der Farmländereien an die jeweiligen Farmbewohner, die zu diesem Zweck eine Farmgemeinschaft (Communal Property Association) bilden, vorzunehmen. Die Übertragung erfolgt auf verschiedenen Wegen, immer jedoch unter Beteiligung des Department of Land Affairs.

In vielen Fällen können ehemalige Farmbewohner, oftmals unter Mithilfe der Kirche und der Missionswerke, durch entsprechende Dokumente (Listen der Farmbewohner) nachweisen, dass sie zwangsweise weg- oder umgesiedelt wurden. Diese Dokumente, die eine solche Zwangsumsiedlung belegen, konnten in den Archiven der Missionswerke gefunden werden. In solchen Fällen erhalten die Betroffenen das Land auf dem Weg einer Wiedergutmachung zurück. Der bisherige Eigentümer ist dann verpflichtet, das Land abzugeben, und er wird vom Staat entsprechend entschädigt.

Daneben führt das Department of Land Affairs ein umfassendes Programm der freiwilligen Landübertragung durch, welches von der Kirche unterstützt wird. Farmländereien der Kirche werden so zur Übertragung an die Farmbewohner zur Verfügung gestellt, wobei in den meisten Fällen die Übertragung in Form einer Schenkung erfolgt. Einige Farmen konnten inzwischen übertragen werden, andere sollen folgen. Nicht immer ist die Übertragung ohne Hindernisse, da sich häufig auch die Farmbewohner untereinander uneins sind und keine Farmgemeinschaften bilden wollen. Auch der Einfluss von Lokalpolitik und traditionellen Chiefs erschwert die Übertragung der Grundstücke. Dennoch hält die Kirche an ihrem Vorhaben fest, die Landreform in Südafrika aktiv mitzugestalten.

Rudolf G. Bausch ist vom Evangelischen Entwicklungsdienst Deutschland (EED) entsandter Mitarbeiter der ELCSA als General Manager der ELCSA Property Management Company.

Rücksiedlung – ja oder nein ?

Hindernisse, die auch die Kirchen nicht ausräumen können

von M. P. Moila

Während der 60er Jahre wurden auf der Basis des Gesetzes für getrennte Wohngebiete nach einer Schätzung des „Südafrikanischen Instituts für Rassenbeziehungen“ von 1972 mehr als 1,8 Millionen Afrikaner aus ihrer Heimat, von ihrem Land vertrieben oder aus städtischen Gebieten woandershin „überwiesen“. Weitere 600.000 Farbige, Inder und Chinesen wurden zwangsumgesiedelt, bis zum Ende der Apartheid insgesamt 3,5 Millionen Menschen.

Auch von den Missionsstationen wurden auf Grund des Gesetzes für getrennte Wohngebiete die Bewohner zwangsumgesiedelt. Die meisten dieser Farmen wurden dann von den Missionen verkauft, da sie ohne Gemeinde ihrer eigentlichen Funktion beraubt worden waren, so zum Beispiel die wichtigste Station der Berliner Mission, Botshabelo, Nordprovinz.

In der Zwischenzeit haben einige Gemeinschaften die ELCSA Property Management Company (PMC) gebeten, sie bei der Wiedergewinnung des Landes zu unterstützen. Der Vorstand von PMC und die Kirchenleitung kommen diesen Bitten nach, doch sie stehen vor Problemen, die auch sie nicht lösen können.

Einige Landansprüche sind erfolgreich vorangetrieben worden. Andere Verfahren standen kurz vor dem Abschluss, als das Landwirtschaftsministerium feststellen musste, dass keine der Familien, die vor 33 Jahren umgesiedelt worden waren, wirklich wieder zurückziehen will.

Das hat folgende Gründe: Während der vergangenen 33 Jahre hatten sich die Zwangsumgesiedelten und erst recht deren Kinder und Kindeskinde in den neuen Wohngebieten eingelebt und etabliert. Einige von ihnen haben sogar eigene, ordentliche Häuser gebaut. Die Mühen wären zu groß, wenn sie nun ihre Häuser wegen der Rücksiedlung abbrechen und auf dem beanspruchten und übertragenen Land wieder errichten müssten. Am gegenwärtigen Wohnort haben sie Wasser, Straßen und Elektrizität. Auch Schulen und Kirchen sowie andere kommunale Einrichtungen sind im gegenwärtigen Wohnort inzwischen vorhanden. Wenn sie zurückkehrten, müssten sie am neuen bzw. alten Heimatort für all dies erst wieder selbst sorgen.

Nicht zuletzt haben die meisten von ihnen in der Nähe eine Anstellung und damit ihr Auskommen, etwa die Lehrer. Bei Rückkehr wäre eine berufliche Perspektive wieder fraglich. Daher gibt es viele Fälle, in denen die Ansprüche zwar eingereicht, die Verfahren aber nicht zu Ende gebracht wurden, weil den Gemeinschaften klar wurde, was sie alles verlieren würden, wenn sie wieder umziehen würden. Den meisten fehlen die finanziellen Ressourcen und die Kraft für solch einen Umzug in die alte eigene Heimat bzw. in die Heimat der Eltern. Und da können auch die ELCSA und die Property Management Company nicht helfen.

*Bischof Professor Dr. M. P. Moila ist Bischof der Nord-Diözese der ELCSA, Südafrika.
Bearbeitet von Reinhard Kees.*

PREPOSITION

about beneath
above beside

Tansanias Kampf um Unabhängigkeit und die Rolle der lutherischen Kirche

Von Dr. Fidon R. Mwombeki



**Dr. Fidon
M. Mwombeki**

Eines der größten Verdienste des ersten Präsidenten Tansanias, Julius Nyerere, des geliebten „Vaters der Nation“, sind seine intensiven Bemühungen, die sprachlichen, Stammes- und religiösen, die sozialen und ökonomischen Unterschiede in unserem großen Land zu überwinden und eine Nation zu bilden. Zu einer Zeit, als sogar Christen unterschiedlicher Konfessionen noch nicht miteinander reden konnten, verstaatlichte er alle Kirchenschulen. Er sorgte dafür, Schüler gemeinsam mit jungen Menschen unterschiedlicher Abstammung in Oberschulen weit weg von zu Hause studieren zu lassen. Er versetzte regelmäßig öffentliche Angestellte weit weg von ihren Heimatregionen. Er führte einen obligatorischen Militärdienst für Hochschulabsolventen ein. Aber am bemerkenswertesten ist, dass er unablässig Kiswahili als nationale Einheitssprache förderte. Jede Form von Segregation lehnte er ab.

In dieser Zeit schlossen sich auch die Kirchen dieser erfolgversprechenden Bewegung an. Während des Ringens um politische Unabhängigkeit kämpften auch die Kirchen um Unabhängigkeit von ihren Mutter-Missionen aus dem Ausland. Sie erreichten ihre Emanzipation früher als die Regierung.



Versammlung der ELCT im Jahre 2002 mit Bischöfen, Pfarrern und Laien aus ganz Tansania.

Während die Diskussionen über die Einheit der Nation noch anhielten, entschieden die lutherischen Missionen, die nach Stämmen benannt waren, sich zu vereinigen und 1963 die Evangelisch-Lutherische Kirche in Tansania zu gründen. Eine allgemeine Liturgie in Swahili wurde ausgearbeitet, ebenso ein Gottesdienstbuch sowie christliche Erziehungsmaterialien. Trotz dieser Bemühungen schlugen Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre alle Versuche fehl, alle großen protestantischen Kirchen zu vereinen.

Dennoch ist es sehr bedauerlich, dass die Kirche in ihrem Streben, die Grenzen von Stämmen und regionaler Prägung zu überwinden, hinter der nationalen Einigung zurückblieb. Es ist eine bekannte Tatsache, dass die ELCT heute hauptsächlich deshalb 20 Diözesen hat, weil es Stammeskonflikte und Machtkämpfe gab. Diese Diözesen sind hauptsächlich auf Stammeslinien aufgebaut, und die, die aus vielen Stämmen bestehen, befinden sich in andauernden Stammesfehden. Die Warnung Nyeres bewahrheitet sich hier: So, wie Menschen eines Stammes zusammenhalten, wenn sie von Angehörigen eines anderen Stammes dominiert werden und sie sich distanzieren, um ihren Stamm zu bewahren begehen sie die „Sünde“ der Segregation. Wir haben nun viele ethnische, ökonomisch unhaltbar kleine Diözesen, die voller innerer Auseinandersetzungen und Machtkämpfe sind. In jüngster Zeit hätte ein solcher innerer Machtkampf fast zum Auseinanderbrechen einer Diözese, wenn nicht




der gesamten ELCT geführt. Dies konnte in letzter Minute durch ein beherztes Handeln der Kirchenleitung der ELCT verhindert werden.

Eine neuere Entwicklung ist das Gefühl für „Zonen“. Es gibt ein gefährliches Reden von einer „südlichen“ und einer „nördlichen“ Zone, das sich auch in der Politik niederschlägt, wie wir im Parlament sehen können. Dieser Bewegung wurde hemmungslos Ausdruck verliehen in der 2002 ELCT Vollversammlung, als die „Südliche Zone“ mit einem selbsternannten „Führer“ forderte, es sei Zeit, als einen nächsten Vorsitzenden einen Bischof aus ihren Reihen zu ernennen. Gott sei Dank war Bischof Mushemba einverstanden, eine weitere Amtszeit zu leisten. Sein Charisma und seine persönliche Integrität entschärfen diesen sündigen und gefährlichen Stammeswettkampf.

Dr. Fidon R. Mwombeki ist seit Januar 2005 Referent für Evangelisation bei der Vereinten Evangelischen Mission VEM in Wuppertal. Er ist zum neuen Generalsekretär der VEM gewählt worden und wird dieses Amt Ende 2006 beginnen. Mwombeki war bis Ende 2004 Generalsekretär der Nordwest-Diözese der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Tansania.

Zu dieser Zeit sollte die ELCT dem Beispiel der Nationenbildung gefolgt sein als Heimat für tansanische Christen ungeachtet ihrer Volkszugehörigkeit und regionalen Vielfalt. Aber wir entwickeln uns zu langsam, und die konservativen Kräfte sind stärker. Ich denke, wir sollten es bis jetzt geschafft haben, Pastoren sich frei bewegen zu lassen von Diözese zu Diözese, wo auch immer sie benötigt werden, sogar in Führungspositionen. Aber unglücklicherweise scheinen wir von diesem Ziel weit entfernt zu sein.



Es gibt keinen Zweifel daran, dass die drei monotheistischen Religionen – das Judentum, das Christentum und der Islam – im Heiligen Land ihre Wurzeln haben. Dennoch wurde diese Tatsache immer wieder im Laufe der Geschichte durch Konflikte in Frage gestellt. Das hat dazu geführt, dass die seit dem 1. Jahrhundert nach Christus in Palästina beheimateten Christen heute als Angehörige einer Minderheitsreligion benachteiligt werden. Wenn aber die Angehörigen der drei Religionen einander respektieren und gegenseitig ihre Existenz anerkennen würden, könnten alle freien Zugang zu den heiligen Orten genießen. Dies ist aber auf Grund des ungelösten Nahostkonflikts und der Abriegelung der palästinensischen Gebiete nicht der Fall.

Neben der Einschränkung der Bewegungsfreiheit durch den Bau der Sperrmauer und der dadurch verursachten hohen Arbeitslosigkeit unter der palästinensischen Bevölkerung gibt es auch noch andere Probleme. Dazu gehören die ungelöste Flüchtlingsfrage und die ungerechte Verteilung der Wasser-Ressourcen

Unsere Wurzeln sind unsere Zukunft

**Christen in Palästina kämpfen
um ihr Überleben**

Von Faraj Lati

zwischen Israel und den palästinensischen Gebieten. Letztendlich werden wir erst Frieden haben, wenn die Bürde der Besatzung von uns Palästinensern genommen wird und der Terror gegen die israelische Bevölkerung ein Ende findet.

Heute, 2000 Jahre n. Chr., leiden viele christliche Familien, vor allem deren Kinder, unter der scheinbar aussichtslosen



Morgenandachten und Gottesdienste gehören zum Leben in den Evangelischen Schulen in Palästina.

Situation, was zu einer Art Auswanderungsfieber führt. Alle Kirchen sind über diese Entwicklung in den Gemeinden sehr beunruhigt. Sie unternehmen vielfache Bemühungen, um den Gläubigen Mut zum Verbleiben in der Heimat zu machen. Dazu gehören die Vermittlung von Arbeitsplätzen und bezahlbarem Wohnraum.

Auch unsere lutherische Kirche fühlt sich herausgefordert, bei diesen Bemühungen eine entscheidende Rolle zu spielen. An erster Stelle steht dabei, dass wir in unseren schulischen und kirchlichen Einrichtungen unsere Familien und Jugendlichen an den Versammlungen wie Morgenandachten, Gottesdiensten und kirchlichen Festen sowie Höhepunkten im Leben der Gesamtkirche wie Synoden, Einweihungen, Einführung von Geistlichen und Schulleitern aktiv beteiligen. Dieser direkte Kontakt war und ist immer noch ein erfolgreicher Schritt und schließt die Anerkennung der Bedeutung der lutherischen Kirche unter den anderen Kirchen ein.

Zweitens: Um das Gefühl der Verwurzelung zu bestärken und die Heimatverbundenheit zu festigen, vermitteln wir als Religionslehrer Glaubensinhalte an unsere Schüler, und zwar auf ganz praktische Weise, nämlich durch die Besichtigung heiliger Orte in der Region Bethlehem, Jerusalem und in Israel, sofern wir eine Reiseerlaubnis dafür bekommen.



Der Autor und seine Familie.

Drittens: Die christlichen Familien, die vor allem in der Region Bethlehem leben, sind durch das Ausbleiben der Touristen und Pilger und den Zusammenbruch der Wirtschaft in ihrer finanziellen Existenz bedroht und entsprechend frustriert. Um das Schulgeld zu sparen, melden sie ihre Kinder aus unseren Schulen ab und schicken sie in die kostenlosen Staatsschulen. Das gefährdet aber die christliche Identität und lockert die Bindung an den christlichen Glauben und die aktive Teilnahme am kirchlichen Leben wie Gottesdiensten und Jugendarbeit.

Gott sei Dank hat unsere Kirche sehr schnell dieses Problem erkannt und manchen Familien durch Reduzierung des Schulgeldes geholfen, damit die Kinder weiterhin die lutherischen Schulen besuchen können. Das bedeutet natürlich eine große finanzielle Belastung für die Bildungseinrichtungen und für die Kirche, die für die laufenden Kosten der Schularbeit aufkommt.

Viertens: Um die christliche palästinensische Identität weiterhin zu bewahren und zu pflegen, veranstaltet das Internationale Zentrum Dar Al Nadwa in Bethlehem kulturelle und musikalische Darbietungen, die besonders bei den einheimischen Christen, aber auch bei Muslimen ein enormes Echo finden.

Und schließlich arbeitet die lutherische Kirche intensiv daran, den jungen Menschen trotz aller Nöte und Sorgen eine Perspektive zu bieten. Wir planen an mehreren Orten, darunter in Beit Sahour, Bethlehem, Ramallah und Jerusalem, Wohnprojekte, um jungen Familien bezahlbaren Wohnraum anzubieten.

Diakon Faraj Lati ist Lehrer an der lutherischen Schule in Beit Sahour.

Möge Gott uns die Kraft schenken und unserem Land den Frieden geben, damit unsere Mission unter den Jugendlichen reiche Früchte trägt und sie zum Aufbau unserer Heimat Palästina beitragen.

So weit weg und so nah dran –

immer auf dem Weg gen Heimat

Von José Conde Masdiaz



Der Autor bei seinem Hobby, das Nähe und Ferne erfordert.

Wenn man mit dem Blick auf die Vergangenheit schreibt, oder mit dem Blick in die Ferne, ist man immer in der Gefahr zu subjektiv zu werden. Unsere Erinnerung spielt mit uns meistens derart, dass nur die bunten Seiten der Dinge bleiben ...

Vor einigen Wochen habe ich gemeinsam mit meinem Schwiegervater an einem Schnitz-Kurs teilgenommen. Durch diesen Kurs habe ich etwas gelernt, das zu tun hat mit der Ferne. Wenn man dabei ist eine Figur herzustellen, dann muss man sie manchmal mit ein wenig Abstand betrachten, um sie besser zu sehen. Ich glaube, wenn wir uns nicht von unseren Gefühlen mitreißen lassen, dann ist dies eine gute Übung, um den Dingen, die wir schätzen, einen Wert beizumessen, um das Gute und das nicht so Gute an ihnen zu erkennen.



Der schnitzende Schwiegervater aus dem Erzgebirge: Vererbte Tradition.

Mit philosophischen Worten Ernst Blochs gesagt:

“Wir sehen jedenfalls nicht, was wir leben. Was gesehen werden soll, muss vor uns gedreht werden. Erst dadurch können wir es vor uns hinhalten und bleiben darin nicht unmittelbar. Das nur Gelebte, nicht Erlebte und so auch Erblickbare ist uns am dunkelsten, ist buchstäblich am wenigsten herausgebracht. Alles Sichtbare liegt erst auf der Strecke, die sich aus unserem unsichtigen Ansichsein heraus und vor es bewegt. Solches Abhalten von uns lässt eine Sache erst wahrnehmend betrachten, ja erst erleben. Erleben selber setzt die Drehung des zu Erlebenden vor uns voraus. So ist alles derart Fassliche auch höher gelegen als der und das sich noch allzu Nahe, das deshalb noch allzu unmittelbar bleibt.“

Die romanisch-sprachigen Kulturen haben viele Worte, um das Gefühl „Heimweh“ auszudrücken. Ich werde mich darauf beschränken, die meist benutzten kubanischen Ausdrücke zu nennen. Aus dem lateinischen haben wir „Nostalgie“ geerbt, was soviel bedeutet wie „Schmerz, der zurückkommt“. Aus dem Galizischen kommt das Wort „morrinha“ und aus dem Katalanischen „anhoranza“. Jedes dieser drei Wörter hat seine eigene Bedeutung, aber im Großen und Ganzen kann man sagen, dass sie dasjenige schöne Gefühl ausdrücken wollen, welches uns die Erinnerungen bereiten.

Auf eine gewisse Art und Weise können wir Kirche mit Heimat vergleichen. Dabei ist Kirche als Gemeinschaft und nicht als Institution verstanden. Es sind die Menschen, die die Heimat ausmachen. Weil sie es sind, die das Feuer entzünden und die es durch die Wärme ihrer Herzen schüren. Die Institution Kirche kann die Alma Mater sein, wie es auch die Universität ist, sie wird jedoch nie zur Heimat werden. Oder sie ist heute Heimat, aber in zehn Jahren wird man sich dort fremd fühlen, denn eine neue Generation hat die alten Menschen ersetzt. Das sind Fakten der Realität, so ist das Leben. Deshalb ist Heimat eine „Konstruktion“ von vielen, und wir alle sind für ihren Fortbestand verantwortlich.

Ohne Zweifel war unsere Heimat für viele Jahre die Kirche auf Kuba. Sie ist es immer noch für uns, immer noch sind so viele geliebte Menschen dort. So viele „Kämpfe“ haben wir gemeinsam ausgefochten, dass die kubanische Kirche als Heimat fast unmöglich ersetzbar ist. Martí hat einst geschrieben: „Subir lomas hermana hombres“, frei übersetzt: Gemeinsame Anstrengung schweißt Menschen zusammen. Ähnlich war unsere damalige Erfahrung mit vielen Brüdern und Schwestern quer über die ganze Insel. Wir haben die Botschaft des Evangeliums immer wieder als Stärkung begriffen. Die Botschaft, die frei macht, die Menschen menschlicher und verantwortungsbewusster werden lässt. Und das alles zwischen Unverständnis, Ängsten und kirchlichem Fundamentalismus.

Trotzdem, der Aufenthalt in Deutschland – auch wenn ich, um der Wahrheit treu zu bleiben, nicht sagen kann, dass ich hier eine neue Heimat gefunden habe – ist eine bereichernde Erfahrung; er ist lehrreich und lässt mich jeden Tag Neues entdecken. Mit neugierigen Augen und auf eine besondere Art konnte ich so Kultur und Lebensart im Alltag erleben. Wir haben die Möglichkeit bekommen, die Mythen mit der Realität zu vergleichen. Und wir fanden heraus, dass – um ein biblisches Bild zu nutzen – alle Idole auf tönernen Füßen stehen. Und außerdem hat diese, wie jede menschliche Gesellschaft, ihre Stärken und ihre Schwächen.

Immer, wenn man von dieser Reise spricht, die uns in die Ferne trägt und in neuen Welten ankommen lässt, ob nun wirklich oder nur in der Phantasie, erinnern wir uns an ein schönes Gedicht von Konstantin Kavafis. Es hilft uns, die Essenz und das wahrhaft Wichtige in allen Reisen gen Heimat zu finden – denn in irgendeiner Form sind unsere Schritte immer auf die Heimat ausgerichtet:

„Ithaka schenkte dir die schöne Reise.
Zu ihm allein bist du hinausgefahren.
Verlange andre Gaben nicht von ihm.

Findest du's arm, Ithaka trog dich nicht,
so weise, wie du wurdest, so erfahren,
erkanntest du nun wohl, was Inseln Ithaka bedeuten.“

José Conde Masdiaz ist baptistischer Theologe aus Kuba und war dort Mitarbeiter im Centro Martin-Luther-King. Er lebt in Berlin.

Übersetzung: Juliane Rumpel

Fest DER VÖLKER

Nahe – fremde Heimat

Chancen und Schwierigkeiten der Integration

Von Sona Eypper



Jeder von uns hat eine sehr persönliche Vorstellung von dem Begriff „Heimat“. Es ist ein sehr gefühlsbetonter Ausdruck einer besonderen Verbundenheit zu einem Ort oder Land, die durch eine Reihe konkreter Erinnerungen, seien es persönliche oder historische, geprägt ist. Diese Erinnerungen bilden einen integralen Bestandteil der Identität eines Individuums und formen dessen Weltanschauung und Verhalten.

Unser Thema aber setzt dort an, wo das klassische Verhältnis zum Heimatland zum Teil gestört ist. Unterschiedliche Faktoren tragen zum Entschluss bei, das Heimatland zu verlassen. Verfolgung in der Heimat ist leider nach wie vor einer der bedeutendsten Gründe, einen Neuanfang in einem fremden Land zu wagen. Wirtschaftliche Gründe spielen auch keine mindere Rolle bei der Entscheidung zu diesem Schritt. Eine detaillierte Darlegung der Gründe für Migration würde den Rahmen dieses Beitrages sprengen.

Wenn wir heute von fremdsprachigen Gemeinden sprechen, können wir nicht mehr von einer einheitlichen Gruppe ausgehen, obwohl einige Faktoren sie alle miteinander verbindet. Mit anderen Worten, wir müssen bei der Beantwortung unserer



Eindrücke vom Fest der Völker 2003 im Rahmen des Ökumenischen Kirchentages – Internationale Gemeinden im Miteinander.

Sona Eypper ist Vorstandsvorsitzende des Internationalen Konvents Christlicher Gemeinden in Berlin.

Frage, ob die Kirche eine „Heimat“ sein kann, differenzierter herangehen. Zunächst muss unterschieden werden zwischen den Gemeinden, deren Gründung 50 oder mehr Jahre zurückliegt, und den jüngeren Gemeinden, die z. B. erst zehn Jahre alt sind. Die Entwicklungsprozesse innerhalb der zwei Gruppen sind folglich sehr unterschiedlich und tragen somit auch zu einer unterschiedlichen Heimatempfindung bei.

Die alten ansässigen Gemeinden verdanken ihre Gründung einer ersten Generation von Mitgliedern, die ihr „Gepäck“ an Erinnerungen direkt aus ihren Heimatländern nach Berlin in die „neue“ Heimat gebracht haben. Die Verbundenheit dieser Gründergeneration zu ihrer Kirche ist tief. Sie betrachtet ihre Kirche, genauer gesagt, ihre konfessionelle Prägung, als eine Möglichkeit, ihrer Identität einen Platz zu geben. Aber selbstverständlich können nicht alle Elemente dieser Identität in der Fremde Platz finden. So beginnt eine Phase der Anpassung, in der aber zugleich ein stetiger Verlust von Teilen des „Erinnerungsgepäcks“ stattfindet, bis auf die wichtigsten geschichtlichen Elemente, die volksverbindend sind. Diese erste Generation, also die Gründergeneration, ist sich ihrer doppelten Rolle als Bewahrer des Glaubens und der Kultur sehr bewusst. Sie sieht sich als ein Vermittler zwischen den Generationen und kämpft um die Weitergabe des kulturellen Erbes. Obwohl sie die zweite Generation prägt, ist ihr Einfluss auf die dritte Generation verhältnismäßig schwach. Die zweite Generation ist entweder bereits in Berlin geboren oder zumindest hier aufgewachsen. Ihr Ziel könnte man vielleicht eher mit einem Streben nach Anpassung beschreiben. Die dritte Generation, die überwiegend in Berlin geboren ist, kennt das Heimatland der Großeltern kaum. Sie sind Jugendliche, die sich als Berliner fühlen, sind aber nicht ohne weiteres als solche akzeptiert. Mit dem Heimatland der Großeltern, der ersten Generation, haben sie fast keine Verbindung und sind dort fremd, wie ihre Großeltern hier einmal fremd waren.

Wenn wir uns fragen, ob die Kirche eine Heimat zwischen den Welten der fremdsprachigen Gemeinden sein kann, muss zwangsläufig die zweite Frage folgen: für wen? Und wie stark ist die Anbindung zum Heimatland? Für die erste Gründergeneration ist die Kirche eine kleine Heimat in der Fremde. Für die zweite und dritte Generation trifft dies leider immer weniger zu.

Herausforderungen – Brüche – Widersprüche

Auf der Suche
nach einer
neuen Identität
Von Insook Schrof



Dass man in der Fremde seine Heimat-Kirchengemeinde hat, ist ein erfreuliches Ding. Denn dort jedenfalls braucht man gar keine Mühe beim Verständigen, das läuft kinderleicht. Und in unserer Han-In-Gemeinde in Berlin heißt jeder jeden willkommen. Aber wenn man nach dem Gottesdienst nach draußen geht, ist es nicht mehr so einfach.

Alles, was in der Heimat-Gemeinde in der fremden Kultur geschieht oder unternommen wird, ist halbwegs schon von der Umgebung beeinflusst worden, sprich: von deutscher Kultur. Auch unsere Gemeinde ist halb koreanisch, halb deutsch. Sogar die im Gespräch benutzten Wörter sind so. Denn man ist ein von der Umgebung beeinflusstes Wesen, je jünger, desto mehr. Die Gemeindemitglieder wissen alle aus ihren Alltagserfahrungen, wie anders bzw. gegensätzlich die beiden Welten in Wirklichkeit sind. Denn die Gemeinde steht inmitten der anderen Welt. In Erfahrungen sind ungeschriebene Informationen gesammelt. Deshalb kann eine internationale Gemeinde auch eine Vermittlerrolle spielen, einen Ausgleich beider Welten anstreben, damit sie nicht fremd bleiben. Also ist sie eine neutralisierende Zone zwischen beiden, sozusagen ein Puffer zwischen beiden Welten.

FRAUEN IN ÖKUMENISCHER PARTNERSCHAFT

Allgemein kann man sagen, dass man in meinem Heimatland Südkorea eher emotional ist. Hier in Deutschland ist alles geprägt vom rationalen Denken. Das ist ja ein guter Kontrast! In diesem Moment fällt mir etwas ein, was eine geflüchtete Nordkoreanerin während eines Interviews geantwortet hat: Was ist ein typischer Unterschied zwischen Nord- und Südkorea? Ihre Antwort lautete, Nordkoreaner seien gefühlsbetont und Südkoreaner dächten rational. Dann entwickelt sich meine Phantasie, und ich denke: Da müssten ja Nordkoreaner und Deutsche noch unterschiedlicher sein. Die müssten sich einmal treffen und gegenseitig schön staunen!

Ein Obstbaum trägt mit der Zeit Frucht. Wächst unsere Han-In-Gemeinde hier in der fremden Kultur auch so naturgemäß? Meine Antwort kommt nur zögernd, weil es uns klar ist, dass



Der Chor der Koreanischen Gemeinde tritt bei vielen kirchlichen Anlässen auch außerhalb der eigenen Gemeinde auf.

die jüngere Generation nicht wie ihre Eltern ist. Die hier geborenen Koreaner sind nämlich fast wie die Leute der deutschen Kirchen, in der für ein Gemeindeglied kirchliche Aktivitäten nicht so selbstverständlich sind. Denn dass Frau oder Herr Soundso viele Stunden der Woche ehrenamtlich für die Kirche wirkt, ist in Deutschland nicht üblich.

Wie viele junge Koreaner werden sich auch künftig zur Gemeinde halten? Sicher wenige. Die Ursache sehe ich darin: Wir waren zu langsam, den Wunsch und die Forderung junger



**Erdbeertorte meets Sushi:
Kulinarisches als Aus-
druck der Verbindung der
Heimaten.**

Leute anzuhören und uns danach zu orientieren. Wir dachten zu lange: Lasst die Kinder sich mit ihresgleichen beschäftigen, sie sind noch zu jung. Seit wir in eine ganz andere Welt übergesiedelt sind, haben wir nicht bemerkt, dass wir immer älter werden. Unser Alter (im Kopf) ist zu dem Zeitpunkt stehen geblieben, als wir nach Deutschland gekommen sind. Danach verging die Zeit in unserem Kopf nicht naturgemäß, sondern ein unbewegliches unabänderliches Ich hat sich in mir gebildet. Ich meine damit, dass, wenn ich in meinem Heimatland geblieben wäre, hätte ich auf natürliche Weise gefühlt, wie ich allmählich alt werde. Denn dort gibt es jede Menge Verwandtschaft. Die Enkelkinder meiner älteren Schwestern hätten mich schon lange benannt, „Tante!“ oder „Oma!“ (denn in Korea heißt Omas Schwester auch Oma). Aber hier kaum. Nach außen hin habe ich mir die hiesige Kultur nicht schnell angeeignet. Ich empfand dagegen eine Gefühlsmauer. Daraus schließlich bin ich (bei anderen ist es mehr oder weniger ähnlich gelaufen) für die nachfolgende Generation eine rückständige konservative Vertreterin einer anderen Welt geworden.

Wir leben im Internet-Zeitalter, denn so schnell läuft und ändert sich alles im Sinne des technischen Fortschritts. Man gewöhnt sich an die neue Technik. Infolgedessen fordert sie auch von uns solch eine schnelle Reaktion in der Gemeinde-Angelegenheit und eine entsprechende angepasste Verhaltensweise. Wenn etwas dabei nicht so läuft, nimmt man sich enttäuscht zurück.

Meine Frage: Sollten wir uns als Kirche eigentlich nicht genau so wie außerhalb der Kirchenmauern verhalten, mit dem Tempo des Internet-Zeitalters? Im Prinzip glaubt jedermann, er sei einer ständigen Selbsterneuerung unterworfen. Dennoch geschieht diese Veränderung bei uns so zaghaft, dass uns die nächste Generation schon als schwer ansprechbar empfindet.

Ein Schritt dazu wäre, eine klare Regel für eine weiterführende konstruktive Diskussion oder das Gespräch mit Jungen zu erlernen, damit ein Austausch mit der älteren Generation zustande kommt.

Ist das Leben nicht immer ein Anfang? Mit dieser Erkenntnis kann eine Kirche, die eine Heimat zwischen den Welten ist, fortbestehen und wachsen.

*Insook Schrof ist Mitglied
der koreanischen Han-In-
Gemeinde in Berlin.*

KIRCHE – HEIMAT ZWISCHEN DEN WELTEN

Wie definieren Sie Heimat, was bedeutet sie Ihnen? Suchen Sie Heimat in den Gemeinden? Welche Erfahrungen machen Sie, wo sehen Sie Defizite, Grenzen und Chancen? Über diese und weitere Fragen, die sich aus unserem Jahresthema herleiten, wollen wir mit Ihnen ins Gespräch kommen.

**Wir laden Sie herzlich ein zu unserem diesjährigen Missionstag
am Samstag, 21. Oktober, 11.00 - 16.00 Uhr,
im Berliner Missionswerk, Berlin-Friedrichshain, Georgenkirchstraße 70.**

Das Programm beinhaltet einen Vortrag mit anschließender Podiumsdiskussion und danach die Möglichkeit, Erfahrungen und Meinungen in Arbeitsgruppen auszutauschen.



Im Juli 2005 jährte sich der Ausbruch des Maji-Maji-Aufstandes in Deutsch-Ostafrika, dem heutigen Tansania, zum hundertsten Mal. Der Befreiungskrieg, begonnen als Aufstand gegen die deutsche Kolonialherrschaft, wurde nach zwei Jahren blutig niedergeschlagen, die Folgen waren Hunger, Seuchen und Entvölkerung.

Die Berliner Gesellschaft für Missionsgeschichte, das Berliner Missionswerk und das Deutsche Historische Museum nahmen den Maji-Maji-Aufstand zum Anlass, der Frage nachzugehen, was sich wirklich abspielte und wie dies aus heutiger Sicht zu bewerten sei. Dies geschah im Rahmen eines internationalen wissenschaftlichen Symposiums vom 11. bis 13. November 2005 in Berlin, dessen Beiträge in diesem Tagungsband zusammengefasst werden.

Hans-Martin Hinz / Hans-Joachim Niesel / Almut Nothnagle (Hg.)

Mit Zauberwasser gegen Gewehrkugeln.

Der Maji-Maji-Aufstand im ehemaligen Deutsch-Ostafrika vor 100 Jahren

Verlag: Lembeck; ISBN 3-87476-508-3.

Ab Juli 2006 ist das Buch für 14,80 Euro im Handel erhältlich.

Die Schwarzweiß-Bilder in dieser **mission** stammen aus der Wander-Ausstellung „Our Land, Our Life, Our Future“, die im Frühjahr 2006 mit großem Erfolg im Berliner Missionswerk gezeigt wurde. Sie wurden uns freund-

licherweise zur Verfügung gestellt von KASA (Kirchliche Arbeitsstelle Südliches Afrika). Hinweise darauf, wo und wann die Ausstellung noch zu sehen ist, finden Sie unter www.our-land.de





Zum Tod von Dr. Heinz Blauert

Am 15. November 2005 hat Gott Dr. Heinz Blauert im 86. Lebensjahr zu sich gerufen. „Der Herr hat Großes an uns getan; des sind wir fröhlich.“ Mit diesen Worten aus Psalm 126,3 gedachte das Berliner Missionswerk in einer Traueranzeige des früheren Direktors der Berliner Missionsgesellschaft und des Ökumenisch-Missionarischen Zentrums (ÖMZ) in der Georgenkirchstraße von 1970 bis 1985.

1920 geboren, gezeichnet von den Erfahrungen des 2. Weltkrieges und der Kriegsgefangenschaft, stand Dr. Blauert der Theologie der Bekennenden Kirche nahe. Nach seiner Promotion und nach einer Tätigkeit als wissenschaftlicher Assistent in Tübingen folgte er dem Ruf von Bischof Otto Dibelius, als Pfarrer in die DDR zu kommen. So begann er 1955 den Dienst in Reichenow, einer Landgemeinde nordöstlich von Berlin. 1960 wurde er zum Direktor des Burckhardthauses in der DDR berufen. Dort prägte er zehn Jahre lang eine ganze Generation von Gemeindegliederinnen und Jugendarbeiterinnen.

In seiner Amtszeit fanden die beachtlichen Umbrüche des Verständnisses von Mission und Ökumene statt. Unter den schwierigen Bedingungen der DDR gestaltete Dr. Blauert sie zukunftsweisend mit. Aus der klassischen Mission, der Aussendung von Missionaren, wurde seit den 60er Jahren des 20. Jh. eine partnerschaftliche Gemeinschaft von Kirchen. Unter den Bedingungen der DDR war es allerdings nicht einfach, diese Gemeinschaft zu gestalten. Unter seiner Leitung wurde das Missionshaus in der Georgenkirchstraße als ÖMZ zu einem Zentrum ökumenischen Austausches und Lernens mit den Christen und Kirchen weltweit, besonders im östlichen Mitteleuropa und in den sog. sozialistischen Bruderländern in Afrika, Asien und Lateinamerika.

Die Herausforderung ökumenischen Lernens zusammen mit Christen in anderen Teilen der Welt begann für ihn mit einer aufrichtigen Auseinandersetzung mit der Geschichte der Mission. Sie setzte sich mit der Frage fort, wie Christen im Kontext der DDR beitragen können, dass Unrecht und Gewalt beim Namen genannt und die ungerechte Verteilung der Ressourcen durch ein ökume-

nisches miteinander Teilen überwunden werden können. Diese Auseinandersetzung war auch Thema eines Dokumentes, an dem Dr. Blauert mitgewirkt hat. Es erschien 1987 unter dem Titel: „Mission – Gerechtigkeit – Partnerschaft, Gesichtspunkte zur Neubesinnung auf den ökumenisch-missionarischen Auftrag der Evangelischen Kirchen in der DDR“. In diesem Sinne sollte sich das ÖMZ der „Last und Lehren“ stellen, wie es im Dokument hieß. Dr. Blauert wollte der missionarischen Kirche die ökumenische Struktur ermöglichen und umgekehrt den Kirchen in der DDR als Teil der Ökumene die missionarische Dimension antragen.

Ekkehard Zipser



Dr. Reinhard Kees – neuer Referent für unsere Afrika-Gebiete

Zum Beginn des neuen Jahres übernahm Pfarrer Dr. Reinhard Kees (48 Jahre) die Aufgaben unserer Afrika-Gebiete Südliches Afrika, Tansania und Horn von Afrika. Der im brandenburgischen Neuruppin Geborene war in den letzten 16 Jahren Gemeindepfarrer in der Berliner Gemeinde Baumschulenweg (KK Lichtenberg-Oberspree). Seit vielen Jahren ist er in der Swaziland-Partnerschaft aktiv. In der Landessynode und als Vertreter der EKBO im Ökumenischen Rat Berlin-Brandenburg hat er sich besonders für Themen der Ökumene eingesetzt. Er trat die Nachfolge von Pfarrer Gerd Decke an, der nach 13jährigem Dienst im Berliner Missionswerk zum Ende des Monats Oktober 2005 in den Ruhestand getreten ist.

Mit dem Wechsel einher ging eine Veränderung in den Zuständigkeiten der Referentinnen und Referenten. Die drei Afrika-Gebiete sind jetzt in einem Referat zusammengefasst. Die Öffentlichkeitsarbeit wurde mit dem Nahost-Referat verbunden. Die Wolga-Partnerschaften werden im Gemeindedienstreferat versehen. Die Ostasien-Aufgaben werden nunmehr vollständig durch den Leiter des Werkes wahrgenommen.

Ekkehard Zipser

Unterstützung für palästinensisch-deutsche Jugendbegegnungen



Hier können Sie helfen

Viele Kirchengemeinden und Schulen in Deutschland unterhalten seit Jahren enge Beziehungen zu evangelischen Kirchengemeinden und Schulen im Heiligen Land. Dazu gehören die Schulpartnerschaft zwischen der Anne-Frank-Schule in Gütersloh und der Lutherischen Schule in Ramallah, eine Verbindung zwischen der Dar-al-Kalima-Schule in Bethlehem und einer Partnerschule in Bocholt, die Schulpartnerschaft zwischen Talitha Kumi und dem Evangelischen Gymnasium in Neuruppin.

In jedem Jahr werden wechselweise Begegnungsreisen während der Sommerferien geplant. Für die Jugendlichen sind Kulturaustausch, interreligiöser Dialog und die Teilnahme am Alltagsleben der Gastgeber wichtig. Die palästinensischen Jugendlichen erleben die Reise nach Deutschland darüber hinaus als ein Stück Stressabbau – angesichts des permanenten Spannungszustands im Heimatland.

Leider können viele palästinensische Familien die Reisekosten für ihre Kinder nicht mehr tragen. Auch die Gastgeber in Deutschland sind zunehmend auf private Sponsoren angewiesen.

Helfen Sie, dass auch in diesem Jahr wieder Gruppen aus den Schulen unserer lutherischen Partnerkirche im Heiligen Land an Begegnungsreisen nach Deutschland teilnehmen können.

Konto des Berliner
Missionswerkes:

Ev. Darlehnsgenossenschaft
BLZ 210 602 37
Kto. Nr. 7 16 17

Projekt-Nr. 4112